Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/2 7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 347. **Mittwoch** den 10. Juli 1901. 95. Jahrgang.

Der Krieg in Südafrika.

Zur Lage.

Es sind jetzt gerade zwei Monate vergangen, seit auf Grund zuverlässiger Informationen festgestellt werden konnte, daß neue Friedensverhandlungen in Südafrika in die Wege geleitet würden und zwar auf Basis günstigerer Bedingungen, die von englischer Seite den noch im Felde stehenden Boeren offerirt worden waren. Dies fand mehrere Wochen nach dem Zusammenbruche der ersten durch Kitchener eröffneten Verhandlungen statt, und seitdem sind die erwähnten ferneren Meldungen in der in London üblichen Weise erst rundweg abgeleugnet, dann theilweise zugegeben und schließlich vollständig bestätigt worden. Es sickerten allmählich allerhand Nachrichten über Durban durch, welche feststellten, daß das britische Hauptquartier thatsächlich dem Generalcommandanten der Boeren, Louis Botha, gestattet habe, über Standerton die britischen Kabel zu benutzen, um in chiffrirten Telegrammen mit dem Präsidenten Krüger in Verbindung zu treten, und heute wird dies ganz officiell in vollem Umfange zugegeben. Die Zeiten sind also vorbei, wo die englische Regierung sich mit stolzer Ueberhebung auf den Standpunct stellte, daß „Ex-Präsident" Krüger nicht mehr in Berechnung zu ziehen und als quantité négligeable zu behandeln sei. Kitchener mußte sich also dem Verlangen Botha's fügen, welcher erklärte, daß er weitere Verhandlungen nicht pflegen könne, wenn man ihm nicht gestatte, mit dem Oberhaupte des Transvaals in directe Verbindung zu treten. Wie himmelweit entfernt sind diese Zugeständnisse von dem früheren brutalen Standpuncte der englischen Regierung, von welchem aus die berühmte „bedingungslose Uebergabe" als einziger Abschluß des Krieges hingestellt wurde.

Zum zweiten Male haben nun die Engländer das verdrießliche und beschämende Resultat zu verzeichnen, daß die von ihnen eingeleiteten und eifrigst geförderten Friedensverhandlungen von den Boeren als aussichtslos abgebrochen worden sind. Präsident Krüger ist, wie sich jetzt herausgestellt hat, genau derselben Ansicht, wie Botha, Dewet und Delarey, d. h. die Boeren sind sich vollständig darüber einig, daß sie, da ihnen von den Engländern die Garantie der Unabhängigkeit vorläufig noch nicht zugestanden wird, den Krieg fortsetzen werden, bis Großbritannien sich eines Besseren besinnt und zu der Einsicht kommt, daß es die Boeren nun und nimmer in der gewünschten und beabsichtigten Weise „unterkriegen" kann. Für die Transvaaler und Freistaatler ist der Krieg also immer noch das geringere von zwei schlimmen Uebeln, und die tapferen Burghers denken gar nicht daran, sich zu übergeben, den Feldzug zu beenden und unter britischem Regiment weiter zu leben, denn es hat doch gar zu wenig Verlockendes für sich, daß sie zunächst einige Jahre lang unter einer militärischen Dictatur stehen sollen, um dann später vielleicht für fähig befunden zu werden, allmählich eine Art von selbstständiger Colonialregierung zu erhalten, welche natürlich für sie selbst unter allen Umständen schon deshalb eine vollständig illusorische Bedeutung haben würde, weil sie bis dahin von den unzähligen Uitlanders, die jetzt schon darauf warten, die neuen „Colonien" zu überschwemmen, in politischer Hinsicht einfach erstickt werden würden. Mit solchen Ueberzeugungen sehen die Boeren eben gar keinen anderen Ausweg vor sich, als den Kampf bis aufs Messer fortzusetzen und im Uebrigen wie bisher auch ferner „auf Gott und die Mauserflinte zu vertrauen".

Nun werden in London neuerdings in eingeweihten Kreisen wieder Gerüchte laut, welche besagen, daß die britische Regierung entschlossen sei, von einem gewissen Zeitpuncte an, der schon sehr nahe liegen soll, die Boeren thatsächlich nicht mehr als eine kriegführende Macht zu behandeln, sondern ihre Streitkräfte zu rechtlosen Guerillabanden officiell zu stempeln und dann mit ihnen nur noch kurzen Proceß zu machen, d. h. mit ihnen als Banditen zu verfahren. Das wäre natürlich für die Engländer eine sehr bequeme Auffassung von der Lage auf dem Kriegsschauplatze, und daß es nach internationalem Völkerrecht einfach unmöglich ist, daß die eine kriegführende Partei der andern alle Kriegsrechte nach Belieben entziehen kann, würde in diesem Falle die großen Geister im britischen Gouvernement wenig oder gar nicht genieren. Es bleibt dabei aber immer noch die für die Engländer so heikle Frage offen, wie es um die unvermeidlichen Repressalien auf Seiten der Boeren bestellt sein wird. Sollte das britische Hauptquartier auf Befehl seiner Regierung thatsächlich zu diesem unerhörten Mittel greifen, um die weitere Kriegführung für die Boeren angeblich gefährlicher zu machen, so würden die Letzteren selbstredend einfach Gleiches mit Gleichem vergelten und den vollqualifizirten „Räuberbanden" der Engländer ebenfalls alle Kriegsrechte entziehen und sie verdientermaßen als Banditen behandeln. Deshalb wird man sich in Downing-Street diese Sache wohl noch gründlich überlegen und sich vielleicht doch schließlich hüten, mit solchen Parforcemitteln va banque zu spielen.

Im Uebrigen würde ein solcher Schritt auch durch die ganze Lage auf dem Kriegsschauplatze einfach von vornherein den Stempel der Lächerlichkeit und des Wahnwitzes erhalten, denn ganz abgesehen vom Transvaal und Freistaate, wo die so fürchterlich heruntergekommenen und decimirten britischen Truppen sich thatsächlich nur mühsam behaupten können, hat sich der Feind in der Capcolonie bekanntlich seit sechs Monaten wieder dauernd festgesetzt und ist dort im Herzen des englischen Territoriums nach wie vor Herr und Meister der Situation. Neue Districte werden von den Boeren fast in jeder Woche occupirt und machtlos und erfolglos quälen sich die britischen Truppen in der Colonie ab, den Feind zu vertreiben oder zu vernichten. Dies sind, wie selbst in einem Londoner Regierungsblatte gestern zu lesen war, „einfach scandalöse Zustände, unter denen das englische Prestige von Tag zu Tag mehr leidet". Die Boeren erzielen andauernd kleinere und größere Erfolge auf englischem Boden und unterhalten sich und ihre Pferde seit einem halben Jahre vollständig auf englische Kosten.

Seit vier Wochen ist General French, einer der fähigsten englischen Truppenführer in Südafrika im Obercommando über sämmtliche britische Truppen in der Colonie, aber bis heute sind auch noch nicht die geringsten Anhaltspuncte dafür vorhanden, daß es seinem Feldherrntalent wirklich gelingen wird, mit den eingedrungenen Boeren besser fertig zu werden, als dies bisher möglich war.

---

* **London**, 9. Juli. Das Amtsblatt veröffentlicht einen langen Bericht Lord Kitchener's vom 8. Mai über die seit Monat März in Südafrika ausgeführten Operationen. In dem Berichte heißt es: Außer anderem erhielten die in der Capcolonie einmarschirten Boeren ohne Zweifel Rekrutenersatz aus den Reihen der Colonialboeren. Ein beträchtlicher Theil der ländlichen Bevölkerung sicherte ihnen jederzeit nicht nur reichlichen Ersatz von Lebensmitteln, sondern gab ihnen auch zur Zeit Nachrichten über die Bewegungen unserer Verfolgungsabtheilungen, zwei Puncte, die ihnen sehr zu Gute kamen. Einige Unruhe zeigte sich kürzlich im äußersten Nordwesten der Capcolonie, wo Abtheilungen des Feindes zeitweise versuchten, unsere Posten zu beunruhigen. Bisher waren jedoch die dort stationirten Truppen vollständig in der Lage, ihre Stellungen zu behaupten und die Vorstöße des Feindes nach dem Innern der Capcolonie zu vereiteln.

Die Wirren in China.

Neue Aemterbesetzungen.

Ein kaiserlicher Erlaß vom 4. April aus Singanfu, der in Peking durch die amtlich chinesische Pekinger Zeitung bekannt wurde, bestimmt in einigen wichtigen Provinzämtern neue Besetzungen, die auch für das Ausland von Interesse sind. Der bisherige Gouverneur von Hupe, Yüyinlin, wird danach in gleicher Eigenschaft nach der für europäische Interessen weniger wichtigen Provinz Kwangsi versetzt, nachdem der neue britische Gesandte Sir Ernest Satow gegen seine weitere Amtsführung in Hupe Einspruch erhoben hat. Yüyinlin hatte in seiner Provinz, die, am mittleren Yangtse gelegen, eines der reichsten und wichtigsten Gebiete ganz Chinas ist, und mit den großen Städten Wutschang, Hankou, Hanyang und Kintschou mit ihren Fremdenniederlassungen der Mittelpunct der sogenannten englischen Interessensphäre ist, sich nicht genügend von dem Verdachte der Fremdenfeindlichkeit reinigen können. Zu seinem Nachfolger wurde der bisherige Statthalter von Schansi Hsiliang ernannt, ein Mandschu, der bei uns dadurch in schlechtem Andenken steht, daß er zur Zeit der Ermordung der beiden deutschen Missionare Nieß und Henle Taotai in Süd-Schantung war. Es ist nun die Frage aufgeworfen worden, ob die deutsche Regierung nicht gegen die Einsetzung dieses Beamten in einer so wichtigen Provinz hätte Einspruch erheben sollen. Allerdings, so wird der „Köln. Ztg.", 21. Mai, geschrieben, hat damals im Frühjahr 1898 das deutsche Reich auf die Entfernung Hsiliang's aus Schantung gedrungen und sich gegen seine Wiederanstellung und die einiger seiner Amtsgenossen in der Provinz verwahrt. Indessen erscheint es in solchen Fällen nicht immer rathsam, die Entfernung eines Beamten, der nicht geradezu unmöglich ist, zu fordern, da sehr häufig der dann bestimmte Nachfolger ein noch viel weniger wünschenswerther Mann gewesen ist, der vielleicht nur den Vorzug hatte, in seiner amtlichen Laufbahn noch nicht ernstlich mit den Fremden zusammengerathen zu sein. Schon sechs Wochen später aber wurde wiederum ein Wechsel in dem höchsten Amte Hupes angeordnet, indem durch kaiserlichen Erlaß vom 14. Mai als Gouverneur berufen wird Twanfang, bisheriger Schatzmeister (Fantai) von Honan und vorher stellvertretender Statthalter von Schensi. Das ist derselbe seltene Mann, der während der Boxerunruhen des vorigen Jahres und bis zur Uebersiedelung des Hofes nach Singanfu, der Hauptstadt Schensis, so thatkräftig und erfolgreich für den Schutz der fremden und einheimischen Christen eingetreten war. So wird denn also dieser bemerkenswerthe und kühne Beamte an der Seite Tschangschihtung's, des musterhaftesten aller chinesischen Staatsbeamten, in Wutschang residiren, und wird ihm als Statthalter von Hupe beigeordnet. Hsiliang ist einstweilen zu späterer Verwendung bei Seite gestellt worden, während Schensi jetzt dem ebenfalls wohlbekannten Schöngyün unterstellt wird.

---

* **Petersburg**, 9. Juli. Bei Tschemulpo auf der Insel Kouhna machen die Japaner photographische Aufnahmen; es geht das Gerücht, die Japaner wollten die Insel besetzen und die Koreaner von dort vertreiben. Der oberste Beamte der Insel berichtete an die koreanische Regierung und erbat Weisungen.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 10. Juli.

Wir haben uns dreifachen Irrens zu bezichtigen. Kürzlich glaubten wir es als Regel aufstellen zu dürfen, daß wichtige innerpolitische Entscheidungen niemals vor den Beginn der Nordlandsfahrt des Kaisers fallen, sodann gaben wir der Ueberzeugung Ausdruck, die **Canalvorlage** werde nicht vor der übernächsten Session in den Landtag zurückkehren und somit auch nicht mehr von Herrn v. Thielen vertreten werden, da dieser das Ende seiner Ministerschaft herbeisehne. Alles dies stellt sich als irrig heraus. Herr v. Thielen bleibt, die Canalvorlage kommt in der nächsten Tagung, und daß dies soeben in Coblenz durch den Mund des preußischen Verkehrsministers amtlich angekündigt wurde, ist ein eminent wichtiges innerpolitisches Ereigniß. Und leider kein rein preußisches Ereigniß. Es ist unvermeidlich, den Tarifgesetzentwurf im nächsten Winter an den Reichstag gelangen zu lassen, und nicht möglich, ihn dort so rasch zu erledigen, daß die Canalvorlage, wenn sie schon in derselben parlamentarischen Campagne erscheinen muß, erst nach der Verabschiedung des Zollgesetzes eingebracht werden könnte. So ist die thatsächliche Verkoppelung der im Vordergrunde der Politik stehenden Reichsangelegenheit mit einem preußischen und mindestens von einer sehr starken Minderheit der preußischen Bevölkerung nicht gutgeheißenen Projecte wiederum beschlossene Sache. Es ist auch — denn gegen diese Ueberzeugung werden nunmehr die schönsten Redensarten nichts weiter verfangen — gänzlich ausgeschlossen, daß die Verkoppelung nicht gewollt sei. Während die gesetzliche Gestaltung eines Zolltarifs als der Grundlage für Handelsvertragsverhandlungen, die mit Ende 1903 abgeschlossen sein müssen, nicht verzögert werden kann, kommt es bei dem Mittellandcanalprojecte, das die Regierung nach seinem Scheitern vor zwei Jahren ein ganzes Jahr hatte ruhen lassen, auf weitere fünf Wochen wahrlich nicht an. Wenn es der Regierung aus sachlichen Gründen so sehr pressirte, so hätte sie in diesem Frühjahre nicht den Landtag schließen dürfen, ohne daß im Abgeordnetenhause eine Abstimmung über die „Wasserwirthschaftliche Vorlage" stattgefunden hatte, oder sie hätte Neuwahlen ausschreiben müssen. Jener Schritt war nur verständlich, wenn er von der Absicht eingegeben war, die Verquickung mit den Schutzzollfragen im Sinne einer do ut des-Politik aufzuheben oder auch nur den Schein eines solchen Eins-ins-Andere-Rechnens zu vermeiden. Und dies war auch in der That die Meinung. Wir können mit unserer Vermuthung zurückhalten, daß der Reichskanzler und Ministerpräsident den ernstlichen Wunsch hegte, daß die beiden Angelegenheiten „unverworren" blieben oder „gemacht" würden; es genügt, daran zu erinnern, daß einflußreiche Bundesregierungen in Berlin jeden Zweifel daran beseitigten, daß die weite Verbreitung des Glaubens, es werde dort die Anerkennung eines Zusammenhanges zwischen dem preußischen Canal und den deutschen Zöllen nicht gänzlich von der Hand gewiesen, ihnen, jenen Bundesregierungen, unbequem sei. Davon stand freilich nichts in der officiösen Presse, es ist aber dennoch wahr und würde auch wahr bleiben, wenn es nachträglich als „aus der Luft gegriffen" bezeichnet werden sollte. Die bundespolitischen Rücksichten, die, wie angedeutet, Graf Bülow in diesem Falle auch aus sachlichen Gründen besonders genau genommen haben mag, sind es denn auch gewesen, die zur Schließung des Landtags führten. Es zeigte sich kein anderer Ausweg, um der Verkoppelung oder — was von jenem Zeitpuncte vielleicht noch gelten darf — dem Scheine der Verkoppelung den Garaus zu machen. Die Voraussetzung der vollen Beruhigungswirkung der Entlassung des Landtags war aber natürlich der Entschluß der Regierung, das Canalgesetz nicht vor der Erledigung der Zollvorlage, also nicht in der nächsten Tagung zurückzubringen. Die Coblenzer Ankündigung hebt jene gute Wirkung nicht nur auf, sie verwandelt sie sogar in ihr verstärktes Gegentheil. Die Fragen, die sie aufwirft, lauten: Haben die Bundesregierungen, die im Frühjahr gewisse, aus einem zeitlichen Nebeneinander von Canal- und Zollkämpfen auch außerhalb Preußens sich

---

Feuilleton.

Rechtsanwalt Lohmann.

15] Roman von Rudolf Jura.

Nachdruck verboten.

Die Frau Staatsanwalt suchte ihn zu beschwichtigen.

„Rege Dich doch nicht unnütz auf", sagte sie. „Es werden ein paar betrunkene Nachtschwärmer sein, die sich den geistreichen Scherz gestatten, an allen Hausthüren zu klingeln. Du machst Dich durch Dein Schimpfen vor ihnen nur lächerlich und reizest sie durch Deinen wilden Aerger zu noch lauterem Lärm. — Mach' das Fenster zu und lege Dich wieder nieder."

Der Staatsanwalt hatte inzwischen am Gartenthor zwei Männergestalten erkannt, die auf sein Schimpfen hin das Klingeln einstellten.

„Beruhigen Sie sich doch, Herr Staatsanwalt", klang es über den schmalen Vorgarten hinüber, „und lassen Sie öffnen. Die Sache ist sehr eilig und wichtig."

„Wer sind Sie denn?"

„Rechtsanwalt Lohmann", rief der eine der beiden nächtlichen Gäste.

„Ja, zum Teufel, was für eine Angelegenheit führt Sie denn in der Nacht um drei Uhr zu mir?"

„Die Sorge für das Leben Ihrer Frau Schwägerin. Lassen Sie doch um Gotteswillen öffnen."

Der Staatsanwalt murrte unwillig über diese nächtliche Störung. „Das hätte doch auch bis morgen früh Zeit", bemerkte er zu seiner Frau.

Diese erwiderte ihm jedoch, daß der Rechtsanwalt vielleicht eine neue wichtige Entdeckung gemacht habe, und forderte ihn auf, dem Mädchen zu klingeln, damit es die Thür öffne.

„Nein, liebe Frau, so unvorsichtig bin ich nicht. Wenn ich die Lina in dieses Hundewetter hinaus jage, zieht sie sich allerhand schwere kleiperliche Leiden zu. Dafür bin ich dann verantwortlich und für die Kosten haftbar. Da gehe ich lieber selbst und öffne. Dann ist die Sache billiger."

„Du willst Dich also durchaus selbst erkälten?"

„Ach Unsinn! Ich bin nicht so leichtsinnig, wie so ein thörichtes junges Ding. Ich ziehe mich natürlich warm an."

„Nun, wie Du willst", entgegnete die Frau Staatsanwalt. „Ich ziehe mich auch an. Denn ich will natürlich bei den wichtigen Entdeckungen, die uns der Rechtsanwalt zu machen haben wird, ebenfalls zugegen sein."

Nach fünf Minuten schon war sie in ihrem Morgenkleide und setzte Wasser auf den Gaskocher, um den Ankömmlingen nach ihrem Marsch durch die regnerische Nacht ein warmes Getränk anbieten zu können. Ihr Gatte hingegen bedurfte zu seiner Bekleidung eines weitaus längeren Zeitraumes. Er wählte seine wärmste wollene Unterwäsche und umhüllte sich dann noch mit einem dicken Winteranzug und derben rindsledernen Schaftstiefeln, die zu seinem Bedauern zu groß waren, um noch in seinen Gummischuhen Platz zu finden. Dann wickelte er ein wollenes Tuch um den Hals, warf den Regenmantel über und schritt nun, in der linken Hand den Regenschirm, in der rechten den Hausschlüssel, muthig in die Nacht hinaus.

Am Thore standen zähneklappernd mit durchnäßten Kleidern und kothigen Stiefeln der Rechtsanwalt und Born. Trotz ihres Verlangens, das ersehnte Rettungswerk endlich einmal erfolgreich beginnen zu können, war doch ihr lebhaftestes Gefühl jetzt das des Dankes und der Freude, unter Dach und Fach zu kommen.

Der Staatsanwalt empfing sie nicht auf das Liebenswürdigste.

„Müssen Sie mich denn gerade jetzt mit Ihrem ehrenvollen Besuche belästigen?" knurrte er, indem er sie ins Zimmer geleitete.

„Jawohl", antwortete der Rechtsanwalt. „Wir wollen die Frau Doctor Römer wecken."

„Nein, nein, meine Herren, lassen Sie die jetzt ruhig schlafen! Die Nacht ist die einzige Zeit, in der sich ihr Fieber beruhigt."

„Wir wollen sie ja auch nicht jetzt wecken, sondern ihre morgige endgiltige Erweckung vorbereiten."

„Und dazu konnten Sie keine gelegenere Zeit finden, als drei Uhr Nachts?"

„Nein. Denn wir haben den Entschluß, einen glücklichen Gedanken sofort auszuführen, nicht eher fassen können, als uns dieser Gedanke überhaupt gekommen war. Seit gestern Abend haben wir zusammen gesessen und überlegt, gegrübelt, geprüft und verworfen, gehofft und wieder gezweifelt. Da haben wir vor einer Stunde den einzigen noch möglichen Weg gefunden, den wir jetzt eiligst beschreiten wollen. Also bitte, schließen Sie uns das Arbeitszimmer der Frau Doctor auf und übergeben Sie uns Alles, was Sie etwa an Handschriftlichem von Ihrer Schwägerin haben, zur Benutzung. Ich hoffe jedoch, schon ihr Schreibtisch wird uns hinreichend Ausbeute bringen."

Der Staatsanwalt führte sie nun hinauf. Die Frau Staatsanwalt folgte mit der Kofferkanne, und der Rechtsanwalt mußte kurz seinen Plan, der ihn mit so siegesgewisser Hoffnung erfüllte, erzählen.

„Sie kennen alle unsere schon fehlgeschlagenen Versuche", begann er. „Sie wissen, daß es darauf ankommt, den Wortlaut des Erweckungsbriefes in der Frau Doctor eigenen Handschrift zu bekommen. Auch unser letztes Unternehmen heute Nachmittag, den echten Brief selbst zu erobern, ist uns nicht ganz geglückt. Wir hatten ein zerrissenes Stück davon in Händen, das wir wieder zusammengesetzt haben. Aber der Schluß fehlt uns. Auch sah die Flickarbeit mit ihren unendlich vielen kleinen Rissen einem natürlichen Briefe nicht mehr sehr ähnlich, und doch hat uns diese mißglückte Flickarbeit auf einen glücklichen Gedanken gebracht. Wenn es angeht, den Brief aus den einzelnen Buchstaben und Silben des echten Briefes zusammenzusetzen, so muß sich doch der Schluß auch aus anderen einzelnen Buchstaben, Silben oder Worten ergänzen lassen, die wirklich von der Frau Doctor geschrieben sind, wenn sie auch nicht dem echten Brief angehört haben. Ich besitze eine Anzahl Geschäftsbriefe meiner Clientin und begann eben, sie durchzusehen, um die geeigneten Worte herauszuschneiden, da machte mich Born darauf aufmerksam, daß es dann doch am praktischsten wäre und sicher der beste Weg, einen sauberen und überzeugenden Brief herzustellen, wenn wir auch auf das schon fertiggestellte Buchstaben-Stück- und Flickwerk des Anfangs verzichteten und es lieber ebenfalls aus ganzen Satztheilen oder doch Worten zusammensetzten. Für die Imperative „Wache auf", „vergiß", „sei" fehlt es jedoch in meinen Briefen an Material. Denn die Frau Doctor nennt mich nicht „Du". In den Roman-Manuscripten ihres Schreibtisches aber hoffe ich sicher das Nöthige zu finden und so im Stande zu sein, den ganzen Brief vielleicht aus vier oder fünf Fragmenten zusammenzusetzen, so daß sie Morgens beim Erwachen bereits den täuschend echten Brief auf ihrem Nachttisch liegen haben kann."

Herr und Frau Staatsanwalt konnten der Klugheit dieses Planes ihre Anerkennung nicht versagen. Sie forderten ihn selbst auf, unverzüglich ans Werk zu gehen, und waren von zu lebhafter Antheilnahme dafür erfüllt, um wieder schlafen zu gehen.

Die Frau Staatsanwalt bereitete mehrere Auflagen Kaffee und alle Vier theilten sich in die Arbeit, passende Stellen aus den reichlich vorhandenen Manuscripten der Frau Doctor herauszusuchen.

Nach einer halben Stunde bereits waren folgende Stellen gefunden, die genügten, um den ganzen Brief herzustellen:

„Jetzt" —
„wache auf!"
„Vergiß" —
„all das Niedrige, was Du soeben gethan hast, und " —
„sei wieder wie früher" —
„die feine, vornehme" —
„Frau Doctor Maria Römer."

Herrn Born fiel die Aufgabe zu, diese Stellen mit einem feinen Messer haarscharf herauszuschneiden und sie nebst zwei leeren Stücken Briefpapier auf dünnes Papier so aufzukleben, daß das Ganze einen einheitlichen Eindruck machte.

Da Frau Doctor Römer für ihre schriftstellerische Thätigkeit dasselbe, nur im Format verschiedene Papier benutzte, wie für ihre Briefe, und sich auch ihre großen, regelmäßigen Schriftzüge überall fast unverändert gleich blieben, so war es nicht allzu schwer, die einzelnen Stücke passend zusammenzufügen.

Kunstfertigkeit erforderte nur das scharfe Herausschneiden und Dichtaneinanderkleben der einzelnen Zettelchen. Aber gerade in solchen Sachen war Emil Born von einer geradezu meisterhaften Geschicklichkeit, und kurz nach vier Uhr lag der Brief, wenn auch noch feucht vom Klebstoff, fertig vor.

Die Frau Staatsanwalt holte ihr mit Gasheizung versehenes Bügeleisen herbei. Der nasse Brief wurde zwischen zwei dicke Löschblätter gelegt und mit dem heißen Eisen geplättet, so daß er Schlag ein halb fünf Uhr auf den Nachttisch neben das Bett der Frau Doctor gelegt werden konnte. Diese kleine Arbeit besorgte noch die Frau Staatsanwalt. Dann verließ die kleine Gesellschaft der ehrlichen Brieffälscher den ersten Stock und begab sich ins Erdgeschoß, um den Erfolg ihres Werkes abzuwarten.

Der Staatsanwalt selbst versuchte noch einmal zu schlafen; doch gelang es ihm nicht, und er murrte nun wieder über die verlorenen Nachtstunden.

XII.

Es schlug fünf Uhr. Das war die Stunde, in der die Frau Doctor zu erwachen und ihre Dienstmädchenarbeit zu beginnen pflegte.

Heute klangen den vier Menschen, die in des Staatsanwalts Wohnung versammelt waren, die Schläge der Glocke besonders bedeutungsvoll in die Ohren. Denn mit der Stunde, die die metallenen Töne verkündeten, brach der entscheidende Morgen an, der die Erlösung für die Kranke oben bringen sollte.

Alle Vier versetzten sich im Geist in ihr Zimmer und vergegenwärtigten sich all ihr Thun bis zu dem Augenblick, wo sie den Brief finden, ihn lesen und dadurch ihrem eigentlichen Leben zurückgegeben werden würde. Es war schon zwanzig Minuten vor sechs. Sie mußte also bereits in der Küche thätig sein, und es war merkwürdig, daß sich trotz der Stille des Morgens nichts von dem gewohnten Arbeitsgeräusch im oberen Stockwerk vernehmen ließ.

Die vier Wartenden im Erdgeschoß wunderten sich zunächst, wurden aber bald unruhig und geriethen schließlich über das Ausbleiben jedes Lebenszeichens in bedenkliche Sorge.

Der Staatsanwalt sah die Sache am schwärzesten an.

„Die ganze hypnotische Verwandlung meiner Schwägerin ist eben nur eine willkürliche Annahme gewesen. Wer weiß, wo sie sich jetzt aufhält, und ob sie nicht von irgend Jemand zur Er-

SLUB
Wir führen Wissen.